Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 257. Bromberg, den 17. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(11. Fortsetzung.)

Eine riesige Rinderherde brüllt seitlich unseres Weges in der Pampa. Wir können sie indes nicht sehen und hoffen, ungeschoren an ihr vorbeizukommen. „Galopp!“ rufe ich dem Mosso zu. Aber schon nach wenigen Sprüngen pariert er seine Mula: „Schnell absteigen!“ Dunkel und massig hebt sich die Gestalt eines Stieres vor uns ab. Er steht bewegungslos mit der Front nach uns. Wie der Blitz sind wir aus dem Sattel. Ich habe die Rifle noch nicht schußbereit, da senkt er den mächtigen Schädel, wirft den Schwanz in die Luft und nimmt uns an. Ich bin schon manchem Tiger gegenübergestanden und meine Hand hat das Zittern dabei verlernt. Aber in diesem Augenblick zittern mir beide Hände und die Knie dazu, bis es heißt: entweder — oder! Dann fliegt die Büchse hoch, der Schuß kracht, und dröhnend schlägt es den Stier zu Boden.

Ich habe keine Zeit mich des Schusses zu freuen. In meinem Rücken rauscht wild das Gras. Ein zweiter Stier stürzt der weißen Bestie nach. Sie war ein Stück hinter uns stehen geblieben und rennt nun davon. Ein erfolgloses, wenn auch begreifliches Beginnen. Was sich jetzt abspielt, ist das Werk von Sekunden. Der Mosso läßt seine Mula los und springt, wahrscheinlich um bessere Sicht zu bekommen, ein paar Schritte seitwärts. Fast gleichzeitig knallen unsere Schüsse. Der Stier sinkt in die Knie, reißt sich hoch, macht eine Hackenschwenkung und nimmt den Mosso an. Der schießt rasch und fehlt. Repetiert — es reicht nicht mehr! Mein Schuß ist ein wahnsinniges Wagnis bei dieser Dämmerbeleuchtung, ich muß Alfonso direkt am Kopf vorbeischießen, ich muß! Gehe es, wie es will! Und ich hebe die Rifle und drücke los. Ein Wutschrei entfährt mir. Es flimmert mir vor den Augen: der Stier hat den Mosso gepackt. — Der Stier — Ja, wo ist denn der Stier? Bin ich denn verrückt geworden! — Herrgott, er liegt! Mit zwei Sätzen bin ich an der Unglücksstelle und brülle Hurra vor lauter Freude. Der Mosso zieht in aller Gemütsruhe seine Beine unter dem Stier hervor, der ihn im Fallen überrannt hat und grinst: „Habe ich es dir nicht gesagt, Don Leon, daß du bei Nacht auf die Stiere schießen wirst, caracho di mierda!“

Der Weitermarsch ist vorerst ein Ding der Unmöglichkeit; auf den Hunden können wir nicht reiten, und wo mein Pferd und die Mulas sind, weiß kein Mensch.

„Die weiße Bestie ist in dieser Richtung davon gelaufen, Don Leon.“

Das ist schon immerhin etwas. Wir finden sie selbstverständlich nicht, dafür aber Gott sei Dank Amigo und die braune Mula. Wohl eine Stunde durchpürschen wir die Pampa, bis wir sie endlich ganz wo anders entdecken. — Mit Hilfe des Kompasses stelle ich die Richtung fest, und dann traben wir frohgemut von dannen. Das Erlebnis hat mich um eine Erfahrung reicher gemacht. Wir werden noch manches Mal bei Nacht marschieren, aber ein Stier greift uns so schnell nicht wieder an. Wo einer nur die Nase aus dem Gras steckt, wird er niedergeknallt. Diese Biester sind überflüssig wie nur irgend etwas auf der Welt, aber mein Mosso ist unersetzlich. Das merke ich jeden Tag wieder von neuem.

Das Verhältnis Herr und Diener hat längst zu bestehen aufgehört. Ein Mensch, der keine Sekunde zögert, bei jeder Gelegenheit freiwillig sein Leben für mich in die Schanze zu schlagen, ist kein Diener mehr. Das ist der gute Kamerad, den unser deutsches Soldatenlied unsterblich gemacht hat, mag er auch zehnmal ein Indio, ein Halbwilder sein. Bildung und Geist sind große Worte, aber höher steht mir ein tapferes treues Herz. Und das hat er, mein Alfonso. Was hindert ihn, mir in der Nacht davon zu laufen, ja, was hindert ihn, mich einfach rücklings tot zu schießen und mit meinem Besitz, der für ihn ein ungeheures Vermögen bedeutet, in bewohntes Land zu ziehen? Für ihn ist die Reise nichts besonderes mehr. Er kennt ja den Weg. Und dort fragt ihn kein Mensch, wie er zu den Sachen gekommen ist. Und wenn: Meinen Herrn haben die Indios getötet, ein Tiger hat ihn zerrissen, ein Stier aufgespießt, hundert glaubhafte Möglichkeiten gibt es. In jedem unbewachten Augenblick liegt mein Leben in seiner Hand. Aber er schützt es und wacht darüber.

Von Lesen und Schreiben hat mein Mosso natürlich keine Ahnung, aber er ist durchaus nicht dumm, und seine treffenden Antworten und Bemerkungen setzen mich oft in Verwunderung. Manchmal wird er auch energisch und behandelt mich wie ein kleines Kind. Ich muß heute noch lachen, wenn ich an die komische Tigerjagd vor drei Tagen denke. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich allerdings gestehen, daß ich dabei, vom Jagdfieber übermannt, mit einem unverantwortlichen Leichtsinn vorgegangen bin, für den ich Prügel verdient habe.

Unweit unseres Lagerplatzes zog sich ein kleiner, mit niederen, in der Struktur unseren Latschen ähnlichen Pampabäumchen bestandener Sumpf in westlicher Richtung. Gegen Abend spazierte ein mächtiger Tiger, der größte, der mir bisher vor die Augen gekommen war, auf ihn zu und schlüpfte unter die Bäumchen. „Alfonso, den muß ich haben, das ist ja ein unheimlich großes Vieh!“

„Si, si, er ist groß.“

Wir laufen beide an die Bäumchen heran und forschen nach dem Tiger.

„Caramba, da sitzt er! Man sieht nur ein Stück Fell; du kannst nicht schießen, Don Leon, es ist zu dicht, man weiß nicht, wo er den Kopf hat.“

Ich höre nur, daß er „da sitzt“, alles andere interessiert mich nicht mehr. Die Jagdleidenschaft hat mich zu stark in ihren Bann geschlagen. Ich nehme meine Rifle aus dem Gürtel, krieche in das Gebüsch und komme dem Tiger wirklich auch nahe, so nahe, daß ich ihn mit dem ausgestreckten Arm hätte erreichen können. Blätter, Äste und Gras verbergen indes seinen Kopf. Im selben Moment kriecht aber auch die große Katze weiter. Ich hinten nach. Sie kommt mir aus, Himmel, sie kommt mir noch aus! Und rühren kann ich mich auch kaum unter diesen verflixten Ästen. Aber ich schaffe es, ich bin schon seitlich von ihr und sehe, zum Greifen nahe, eine Pranke und den Rücken. Zwei Handbreiten nach links, dann muß ich den Schädel haben. Da legen sich in eisernem Griff die Hände des Mosso um meine beiden Fußgelenke, und eine Stimme flüstert: „Du bist verrückt! Sofort gehst du raus!“

Ich ziehe — ich reiße, nichts zu machen. Er hält wie ein Narr fest.

„Caracho, willst du immer noch nicht rausgehen?“

Der Tiger rührt sich und scheint wieder weiter fort zu wollen. Jetzt oder nie! Ich drücke los — knax! Ein Versager. Vielleicht war auch keine Patrone im Lauf. Zu

repetieren wage ich wegen der Nähe des Raubtieres nicht. Es braucht sich ja nur umzudrehen und nach mir zu langen. Eine blinde Wut packt mich; ich nehme den Revolver, halte ihn dem Tier fast aufs Fell und schieße . . . und fliege unter dem wilden Riß des Mosso nur so nach hinten. Jählings kommt mir die Besinnung über meine Wahnsinnstat, und ich bin wie vor den Kopf geschlagen.

„Caramba, Don Leon, du hast ganz gewiß den Verstand verloren."

„Stimmt, Alfonso, aber jetzt habe ich ihn wieder."

Der Tiger liegt verendet unter dem Bäumchen; ich habe ihm — eine gnädige Fügung des Schicksals — das Rückgrat entzwei geschossen. Sein Fell habe ich mit nach Deutschland gebracht. Das erste mußte allerdings dafür zurückgelassen werden, da die Last für die Packmula sonst zu groß geworden wäre.

Der Mosso konnte sich den ganzen Abend nicht beruhigen und versicherte alle Viertelstunden von neuem: „O, Don Leon, der Tiger, der Tiger! Du hast ihn mit dem Revolver geschossen. Caramba, du hast deinen Verstand verloren."

*

Immer steiler steigt die Sonne auf ihrer sommerlichen Bahn, und das Wasser wird spärlich. Kleine Arroyos versiegen ganz, und die Tümpel in den großen machen sich seltener. Aufs Angenehmste berührt uns daher ein Sumpf, der, anfangs ausgetrocknet, sich allmählich mit Feuchtigkeit füllt und die Nähe eines großen Flusses zu künden scheint. Unsere kühnsten Erwartungen werden indes noch übertroffen, ein See von beträchtlicher Ausdehnung blitzt uns verheißungsvoll entgegen, unabsehbar nach rechts und links und teilweise von hohen Bäumen umgeben. Nur geradeaus deutet ein feiner, in der Ferne verdämmernder Strich das jenseitige Ufer an. Spaßeshalber, damit ich sie nicht ganz umsonst mitgenommen habe, krame ich aus meinem Gummisack eine Karte hervor und schaue: Lago Rocaguado, und dann ist nach Süden hin bis zum Lago Rogagua alles weiß. Unerforschtes Gebiet. Um so besser, da weiß man wenigstens, daß man nichts weiß und sich selber zurechtfinden muß. Viel schlimmer sind die Einzeichnungen, die nicht stimmen. Unwillkürlich richtet man sich danach, bis man einwandfrei feststellt, daß in Wirklichkeit doch alles ganz anders ist, und daß man nur Zeit verloren hat. Befriedigt stecke ich meine Karte wieder ein; da fragt der Mosso: „Was hast du denn da für ein Ding, Don Leon?"

„Eine Landkarte. Kennst du so etwas nicht?"

„Eine Landkarte? No! — Warum hast du sie?"

So gut ich vermag, suche ich ihm ihren Zweck auseinanderzusetzen. Aber er schüttelt nur erstaunt den Kopf.

„Wenn sie mit dem Salz in den Arroyo gefallen wäre, dann hättest du sie nicht mehr. Würdest du dann nicht mehr wissen, wo du hingehen mußt?"

„Das würde ich in unserem Falle natürlich wissen."

„Dann brauchst du sie also gar nicht mitnehmen, wenn du es ohne sie weißt."

Gegen diese Logik kann ich nicht an und bringe das Gespräch schleunigst auf ein anderes Thema. Außerdem bin ich mir gegenwärtig völlig im Unklaren, wo wir am besten reiten, ob rechts oder links um den See herum. Ich möchte nicht gern zu stark von der südlichen Richtung abkommen, ziehe aber andererseits den Weg durch die Pampa dem durch den Urwald vor. Und wenn mich nicht alles täuscht, ist das jenseitige Ufer bewaldet. Am liebsten würde ich direkt über den See fahren und die Verhältnisse an Ort und Stelle besichtigen.

„Alfonso, dort steht doch Wald am Ufer?"

„Si, si, Don Leon!"

„Ob er groß ist, oder ob gar wieder der Urwald anfängt?"

„Warum willst du nicht über den See fahren und nachschauen? Wenn wir wissen, wie er liegt, können wir vielleicht an ihm vorbei."

„Wer hat dir gesagt, daß ich nicht will? Natürlich will ich. Wir haben noch genug Zeit, einen Baum zu fällen. Dann können wir morgen mit dem Bau des Canoas anfangen."

Das Fällen eines Baumes ist eine harte Arbeit, da einem außer dem Buschmesser kein Werkzeug zur Verfügung steht. Aber das eiserne Gebot der Notwendigkeit ist ein glänzender Lehrmeister und hilft spielend über Hindernisse hinweg, die man unter normalen Verhältnissen als unüberwindlich angesprochen hätte. Erst in der Wildnis sieht man so richtig, was der Mensch alles leisten kann. Vor Einbruch der Nacht liegt der Baum gefällt am Boden, und wir finden das so selbstverständlich wie nur irgend etwas. Die nächsten zwei Tage verwenden wir, um aus dem Baum ein Canoa zu formen, und am Morgen des dritten Tages verstauen wir unsere Habseligkeiten an einem sicheren Ort und gondeln auf den Strich am Horizont los.

Die Bewegungsmöglichkeiten in solch einem Einbaum sind leider Gottes äußerst beschränkt. Von Stehen ist überhaupt keine Rede. Schon das Sitzen erfordert große Gewandtheit, wenn man nicht plötzlich umkippen will. Aus diesem Grunde erfolgt die Bedienung des Bootes in Hockstellung, eine Sache, die sehr bald ihren Reiz verliert.

In der Mitte des Sees wird es katastrophal. Er wirft dort ohne jeden sichtbaren Grund ungeheuere Wellen — vermutlich vulkanischen Ursprungs —, und wir haben gerade Arbeit, daß wir damit fertig werden. Erst am Nachmittag erreichen wir das Land und sind herzlich froh darüber. Das heißt ganz haben wir es noch nicht erreicht. Es fehlen noch etwa zwanzig Meter. Das Wasser ist hier ganz seicht, und unser Canoa steht bereits am Boden auf und ist trotz allen gütlichen Zuredens nicht mehr zu bewegen, weiter zu schwimmen. Das Natürliche in so einem Fall ist dies: Man steigt ins Wasser und nimmt diese lumpigen paar Meter im Fußmarsch. Am Starnberger- oder Ammersee hätten wir es auch garantiert so gemacht. Aber hier hat die Geschichte einen Haken. Es wimmelt buchstäblich von Kaimans, die der Mosso merkwürdigerweise als Krokodile bezeichnet. Zu Hunderten liegen diese widerlichen Biester wie die Balken auf einem Floßplatz nebeneinander im Wasser, darunter alte Exemplare von acht bis neun Meter Länge. Sie rühren sich nicht und erwecken den Anschein, als schliefen sie. In Wirklichkeit äugen sie unter den halbgeschlossenen Lidern mit ihren winzig kleinen Augen scharf über die Wasserfläche. Zwanzig Meter — vielleicht sind es sogar nur fünfzehn — unter so einer unerwünschten Beigabe zurückzulegen — da ist guter Rat wirklich teuer. Eine Weile besehen wir uns die Bescherung, und ich photographiere einige dieser lieblichen Herrschaften. Und der Mosso flucht: „Caracho di mierda! Am ganzen Lago Rocaguado ist nicht ein solches Vieh. Warum müssen sie hier sein, wo wir sie nicht brauchen können! Mitten im Weg! Caracho di mierda!"

Leider kümmern sie sich nicht im geringsten darum, und es bleibt alles beim alten. Das einzige, was sich in dieser abgeschiedenen Idylle regt, ist die Zeit.

„Wir können doch nicht im Canoa über Nacht bleiben, Alfonso!"

„No, das ist ausgeschlossen, wir müssen schon raus."

Auf halbem Wege steht ein großer Baum im Wasser: „Paß auf, Alfonso, ich springe jetzt auf diesen Baum zu und schwinge mich auf den untersten Ast. Von dort wird es schon auf eine Weise weitergehen. Halte aber gut das Boot fest!"

„Si, si, Don Leon, du mußt aber laufen, was du kannst!"

Er stemmt das Paddel in den Grund und hält das Boot fest, während ich mich, die Rifle in der Rechten, an seinem Ende aufstelle. Dann benutze ich den durch die Länge des Bootes geschaffenen Anlauf — schnelle mich ins Wasser — springe auf den Baum zu — fasse im Sprung nach dem untersten Ast — und sitze im nächsten Augenblick auch schon unversehrt auf ihm. Die Kaimans werden unruhig, wenden den Kopf und spielen leise mit ihrem Schwanz im Wasser.

„Don Leon, Achtung! Ich springe jetzt auch!"

„Aber rasch, Alfonso, es eilt, die Viecher sind aufmerksam."

(Fortsetzung folgt.)

Die Reinheit des Herzens.

Wir vergleichen das Herz mit dem Meere, weil seine Reinheit darin besteht, beständig, tief und durchsichtig zu sein. Kein Sturm darf es in Aufruhr bringen, kein Stoßwind darf seine Oberfläche bewegen; kein schläfriger Nebel darf sich darüber breiten; keine zweifelhafte Bewegung darf darin sein; keine hineilende Wolke darf es dunkel machen; sondern ruhig muß es liegen, tief durchsichtig; und wenn du es heute so siehst, dann erhebt es dich, des Meeres Reinheit zu schauen, und wenn du es jeden Tag so sähest, dann sagst du: es ist immer rein — dessen Herzen gleich, der nur Eines will. Wie das Meer, wenn es so ruhig, tief durchsichtig daliegt, nach dem Himmel verlangt, so verlangt das reine Herz, wenn es ruhig, tief durchsichtig ist, nach dem Guten.

Kierkegaard.

Weihnacht.

Wie drückte dich des Alltags Bürde nieder,
Der Rätsel Last im wirren Zeitverlauf!
Nun aber schlägt in deiner Seele wieder
Das Christuskind die reinen Augen auf.

Sie schaun dich an, daß sich die deinen feuchten,
Sie strahlen liebesmächtig, göttlich-groß . . .
O halte Weihnacht! — Dieser Augen Leuchten
Spricht unser Herz von allen Qualen los.

Anna Enders-Dix.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(12. Fortsetzung.)

Das Gebirge wurde jetzt steiler, und Georg, denn als diesen haben unsere Leser den jungen Reiter schon längst erkannt, Georg ließ sein Pferd langsam hinschreiten, indem er seinen Gedanken nachhing. Es war der Weg nach seiner Heimat, und die Vergleichungen, die er zwischen dieser Heimkehr und dem fröhlichen Auszug anstellte, mochten nicht dazu beitragen, seine düsteren Gefühle aufzuhellen. Der gestrige Tag, der schnelle Wechsel heftiger Empfindungen, seine Verhaftung, zuletzt noch heute der Abschied von Männern, die ihm wohlwollten, hatten ihn heftig angegriffen.

Wie treuherzig und gutmütig hatte Dieterich von Kraft, sein zierlicher Gastfreund, seine Abreise bedauert. Wie gleich war sich dieser gute Mensch in seinem Wohlwollen gegen ihn geblieben, vom ersten Becher an, den er mit ihm im Rathaussaale geleert, bis zum Abschiedstrunk, den er seinem Gast noch auf das Pferd hinauf kredenzte. Und wie hatte er ihm gelohnt? Beschäftigt mit sich selbst hatte er ihn wenig geachtet, übersehen. Wie hatte er dem biederen Breitenstein, wie dem Helden Frondsberg, der ihn vor den Augen eines Heeres doch wie seinen Liebling ausgezeichnet hatte, wie hatte er ihnen vergolten? Wahrlich, es ist für ein edles Gemüt kein Gedanke drückender, als der, für undankbar zu gelten bei Männern, in deren Augen wir geachtet sein möchten.

Er hatte unter diesen trüben Gedanken eine gute Strecke auf dem Gebirgsrücken zurückgelegt. Die Strahlen der Märzsonne wurden immer drückender, die Pfade rauher, und er beschloß, unter dem Schatten einer Eiche sich und seinem Pferde Mittagsruhe zu gönnen. Er stieg ab, schnallte den Sattelgurt leichter und ließ das ermüdete Tier die sparsam hervorkeimenden Gräser aufsuchen. Er selbst streckte sich unter der Eiche nieder, und so gerne er sich dem Schlafe überlassen hätte, wozu nach dem ermüdeten Ritte ihn der kühle Schatten einlud, so hielt ihn doch die Besorgnis, in so unruhigen Zeiten in einem Lande, das so nahe dem Schauplatz des Krieges lag, um sein Roß und vielleicht gar um seine Waffen zu kommen, einige Zeit wach, bis er in jenen Zustand versank, wo die Seele zwischen Wachen und Schlafen umsonst mit dem Körper kämpft, der ungestüm seine Rechte fordert.

Er mochte wohl ein Stündchen geschlummert haben, als ihn das Wiehern seines Pferdes aufschreckte. Er sah sich um und gewahrte einen Mann, der, ihm den Rücken kehrend, sich mit dem Tier beschäftigte. Sein erster Gedanke war, daß man seine Unachtsamkeit benutzen und das Pferd entführen wolle. Er sprang auf, zog sein Schwert und war in drei Sprüngen dort. „Halt! Was hast du da mit dem Pferd zu schaffen!" rief er, indem er seine Hand etwas unsanft auf die Schulter des Mannes legte.

„Habt Ihr mich denn schon wieder aus Eurem Dienst entlassen, Junker?" antwortete dieser und wandte sich zu ihm. An den listigen, kühnen Augen, an dem lächelnden Mund erkannte Georg sogleich den Boten, den ihm Marie gesandt hatte. Er war noch unschlüssig, wie er sich gegen ihn benehmen sollte, denn Frondsbergs Warnung schreckte ihn ab, Mariens Zuversicht empfahl ihn doch der Bauer fuhr fort, indem er ihm eine gute Handvoll Heu vorzeigte: „Ich konnte mir wohl denken, daß Ihr keinen Futtersack mitnehmen werdet. Auf den Bergen da oben sieht es noch schlecht aus mit dem Gras, da habe ich denn Eurem Braunen einen Arm voll Heu mitgebracht. Es hat ihm trefflich behagt." So sprach der Bauer und fuhr ganz gelassen fort, dem Pferd das Futter hinzureichen.

„Und woher kommst du denn?" fragte Georg, nachdem er sich ein wenig von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Nun, Ihr seid ja so schnell von Ulm weggeritten, daß ich Euch nicht gleich folgen konnte", antwortete jener.

„Lüge nicht!" unterbrach ihn der junge Mann. „Sonst kann ich dir fürder nicht vertrauen. Du kommst jetzt nicht aus jener Stadt her."

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht schelten, daß ich mich etwas früher auf den Weg machte als Ihr?" sagte der Bauer und wandte sich ab. Doch entging Georg nicht, daß jenes listige Lächeln wieder über sein Gesicht zog.

„Laß mein Pferd stehen", rief Georg ungeduldig, „und komm mit mir unter die Eiche dort. Da setze dich hin, und sprich, aber ohne auszuweichen, warum hast du gestern abend so plötzlich die Stadt verlassen?"

„An den Ulmern lag es nicht", entgegnete jener. „Sie wollten mich sogar einladen, länger bei ihnen zu bleiben, und wollten mir freie Kost und Wohnung geben."

„Ja, ins tiefste Verließ wollten sie dich stecken, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, und wohin die Kundschafter und Späher gehören."

„Mit Verlaub, Junker", erwiderte der Bote, „da wäre ich, wiewohl ein paar Stockwerke tiefer, in dieselbe Behausung gekommen wie Ihr."

„Hund von einem Aufpasser!" rief der Junker ungeduldig, indem Zorn seine Wange rötete. „Willst du meines Vaters Sohn in eine Reihe stellen mit dem Pfeifer von Hardt?"

„Was sprecht Ihr da?" fuhr der Mann an seiner Seite mit wilder Miene auf. „Was nennt Ihr für einen Namen? Kennt Ihr den Pfeifer von Hardt?" Er hatte vielleicht unwillkürlich bei diesen Worten die Axt, die neben ihm lag, in seine nervige Rechte gefaßt. Seine gedrungene, feste Gestalt, seine breite Brust gaben ihm, trotz seiner nicht ansehnlichen Größe, doch das Ansehen eines nicht zu verachtenden Kämpfers. Sein wildrollendes Auge, sein eingepreßter Mund möchten manchen einzelnen Mann außer Fassung gebracht haben.

Der Jüngling aber sprang mutig auf, er warf sein langes Haar zurück, und ein Blick voll Stolz und Hoheit begegnete dem finsteren Auge jenes Mannes. Er legte seine Hand an den Griff seines Schwertes und sagte ruhig und fest: „Was fällt dir ein, dich so vor mich hinzustellen und mit dieser Stirne mich zu fragen? Du bist, wenn ich nicht irre, der, den ich nannte, du bist dieser Meuterer und Anführer von aufrührerischen Hunden. Pack dich fort, auf der Stelle, oder ich will dir zeigen, wie man mit solchem Gesindel spricht."

Der Bauer schien mit seinem Zorn zu ringen. Er hieb die Axt mit einem kräftigen Schwung in den Baum und stand nun ohne Waffe vor dem zürnenden jungen Mann. „Erlaubet", sagte er, „daß ich Euch für ein andermal warne, Euren Gegner, und sei er auch nur ein geringer Bauersmann wie ich, nicht zwischen Euch und Euerm Braune stehen zu lassen. Denn wenn ich Euren Befehl, mich fortzupacken, hätte aufs schnellste befolgen wollen, wäre er mir trefflich zustatten gekommen."

Ein Blick dahin überzeugte Georg, daß der Bauer wahr gesprochen habe. Errötend über diese Unvorsichtigkeit, die beweisen konnte, wie wenig er noch Erfahrung im Kriege besitze, ließ er seine Hand von dem Griff seines Schwertes sinken und setzte sich, ohne etwas zu erwidern, auf die Erde nieder. Der Bauer folgte, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, seinem Beispiel und sprach: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr mir grollt, Herr von Sturmfeder, aber wenn Ihr wüßtet, wie weh mir jener Name tut, würdet Ihr vielleicht meine schnelle Hitze mir verzeihen! Ja, ich bin der, den man so nennt; aber es ist mir ein Greuel, mich also rufen zu hören. Meine Freunde nennen mich Hans, aber meinen Feinden gefällt jener Name, weil ich ihn hasse."

„Was hat dir dieser unschuldige Name getan?" fragte Georg. „Warum nennt man dich so? Warum willst du dich nicht so nennen lassen?"

„Warum man mich so nennt?" antwortete jener. „Ich bin aus einem Dorf, das heißt Hardt und liegt im Unterland, nicht weit von Nürtingen. Meinem Gewerbe nach bin ich ein Spielmann, und musiziere auf Märkten und Kirchweihen, wenn die ledigen Bursche und die jungen Mägdlein tanzen wollen. Deswegen nannte man mich den Pfeifer von Hardt. Aber dieser Name hat sich mit Untat und Blut befleckt in einer bösen Zeit, darum habe ich ihn abgetan und kann ihn nimmer leiden."

Georg maß ihn mit einem durchdringenden Blicke, indem er sagte: „Ich weiß wohl, in welcher bösen Zeit. Als ihr Bauern wider Euren Herzog rebelliert habt, da warst du einer von den Ärgsten. Ist's nicht also?"

„Ihr seid wohl bekannt mit dem Schicksal eines unglücklichen Mannes", sagte der Bauer, finster zu Boden blickend. „Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich noch derselbe bin. Der Heilige hat mich gerettet und meinen Sinn geändert, und ich darf sagen, daß ich jetzt ein ehrlicher Mann bin."

„O, erzähle mir", unterbrach ihn der Jüngling, „wie ging es zu in jenem Aufruhr? Wie wurdest du gerettet? Wie kommt's, daß du jetzt dem Herzog dienst?"

„Das alles will ich auf ein andermal versparen", entgegnete jener. „Denn ich hoffe nicht, zum letztenmal an Eurer Seite zu sein. Erlaubt mir dafür, daß ich auch Euch etwas frage: Wo soll Euch denn dieser Weg hinführen? Da geht nicht die Straße nach Lichtenstein!"

„Ich gehe auch nicht nach Lichtenstein!" antwortete Georg niedergeschlagen. „Mein weg führt nach Franken zu dem alten Oheim. Das kannst du dem Fräulein vermelden, wenn du nach Lichtenstein kommst."

„Und was wollt Ihr beim Oheim? Jagen? Das könnt Ihr anderswo ebensogut. Langeweile haben? Die kauft Ihr allerorten wohlfeil. Kurz und gut, Junker," setzte er gutmütig lächelnd hinzu, „ich rate Euch, wendet Euer Roß und reitet so ein paar Tage mit mir in Württemberg umher. Der Krieg ist ja so gut als beendigt. Man kann ganz ungehindert reisen."

„Ich habe dem Bund mein Wort gegeben, in vierzehn Tagen nicht gegen ihn zu fechten. Wie kann ich also nach Württemberg gehen?"

„Heißt denn das gegen ihn fechten, wenn Ihr ruhig Eure Straße ziehet? So also, vierzehn Tage lang? In vierzehn Tagen glauben sie den Krieg vollendet? Wird noch mancher nach vierzehn Tagen den Kopf verstoßen an den Mauern von Tübingen. Kommt mit, es ist ja nicht gegen Euren Eid!"

„Und was soll ich in Württemberg?" rief Georg schmerzlich. „Soll ich recht in der Nähe sehen, wie meine Kriegsgesellen bei Eroberung der Festen sich Ruhm erwerben? Soll ich den Bundesfahnen, denen ich auf ewig Lebewohl gesagt und den Rücken gekehrt, noch einmal begegnen? Nein! Nach Franken will ich ziehen, in meine Heimat," sagte er düster, indem er die umwölkte Stirn in die Hand stützte; „in meine alten Mauern will ich mich begraben, und träumen, wie ich hätte glücklich sein können!"

„Das ist ein schöner Entschluß für einen jungen Mann von Eurem Schrot und Korn! Habt Ihr denn in Württemberg gar nichts zu tun, als des armen Herzogs Burgen zu stürmen? Nun, reitet immerhin," fuhr er fort, indem er den Jüngling mit listigem Lächeln anblickte, „versucht einmal, ob der Lichtenstein nicht mit Sturm genommen werden könne?"

Der junge Mann errötete bis in die Stirne hinauf. „Wie magst du nur jetzt deinen Scherz treiben," sagte er, halb in Unmut, halb lächelnd, „wie magst du mit meinem Unglück spaßen?"

„Fällt mir nicht ein, Scherz mit meinem gnädigen Junker zu treiben," antwortete sein Gefährte. „Es ist mein voller Ernst, daß ich Euch bereden möchte, dorthin zu ziehen."

„Und was dort tun?"

„Nun! den alten Herrn für Euch gewinnen, und die Tränen des bleichen Fräuleins stillen, das wegen Euch Tag und Nacht weint!"

„Und wie soll ich auf den Lichtenstein kommen? Der Vater kennt mich nicht, wie soll ich mit ihm bekannt werden?"

„Seid Ihr der erste Rittersmann, der nach Sitte der Väter eine freie Zehrung in einem Schloß fordert? Lasset nur mich dafür sorgen, so sollt Ihr bald auf den Lichtenstein kommen!"

Der Jüngling sann lange Zeit nach, er erwog alle Gründe für und wider, er bedachte, ob es nicht gegen seine Ehre sei, statt vom Schauplatz des Krieges sich zu entfernen, in eine Gegend zu reisen, wohin sich der Krieg notwendig ziehen mußte. Doch als er bedachte, wie mild die Bundesobersten selbst seinen Abfall angesehen hatten, wie sie sogar im Fall seines völligen Übertrittes zum Feinde nur vierzehn Tage Frist angesetzt hatten, — als ihm Mariens trauernde Miene, ihre stille Sehnsucht in ihrer Einsamkeit vorschwebte, da neigte sich die Schale nach Württemberg.

„Noch einmal will ich sie sehen, nur noch einmal sie sprechen," dachte er. — „Nun wohlan!" rief er endlich, „wenn du mir versprichst, daß nie die Rede davon sein soll, mich an die Württemberger anzuschließen, daß ich nicht als Anhänger Eures Herzogs, sondern als Gast in Lichtenstein behandelt werde, wenn du dies versprichst, so will ich folgen."

„Für mich kann ich dies wohl versprechen", antwortete der Bauer, „aber wie kann ich etwas geloben für den Ritter von Lichtenstein?"

„Ich weiß, wie du mit ihm stehest, und daß du oft zu ihm nach Ulm kamst, und er sein Vertrauen in dich setzt. So gut du ihm geheime Botschaft aller Art bringen konntest, so gut kannst du ihm auch dies beibringen."

Der Pfeifer von Hardt sah den jungen Mann lange staunend an. „Woher wißt Ihr dies?" rief er. „Doch — die, welche mich verfolgten, können auch dies gesagt haben. Nun gut, ich verspreche Euch, daß Ihr überall so angesehen sein sollt, wie Ihr wollt. Besteiget Euer Roß, ich will Euch führen, und Ihr sollt willkommen sein auf Lichtenstein!"

(Fortsetzung folgt.)

Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein! Und das muß nicht in seinen Händen und in seiner Gewalt sein; sonst ist auf ihn kein Verlaß, weder für andere noch für ihn selbst.

M. Claudius.

Bunte Chronik

* **Vierhunderttausend Mark suchen ihren Eigentümer.** James Holford war vor zwanzig Jahren von geldgierigen Verwandten als geistig völlig gesunder Mensch ins Irrenhaus gebracht worden. Es gelang ihm jedoch, aus der Anstalt zu entkommen, und er floh nach Australien. Der Flüchtling strengte von Australien aus sofort einen Prozeß an und verlangte die Herausgabe seines Vermögens in Höhe von zweihunderttausend Mark. Inzwischen arbeitete er auf einer Schaffarm und schwang sich innerhalb weniger Jahre zum wohlhabenden Manne auf. Im Frühjahr 1913 verschwand er unvermutet, ohne von seinen australischen Bekannten Abschied zu nehmen. Er hinterließ nur einige Zeilen, wonach er in einer Geschäftsangelegenheit dringend verreisen mußte. Seitdem hat man nichts mehr von Holford gehört, weder in Australien noch in England. Der Rechtsstreit ist inzwischen zu seinen Gunsten entschieden worden, und zehntausend Pfund stehen zur Verfügung des Vermißten. Ebenso groß ist sein australisches Vermögen. Jetzt, nach vierzehn Jahren, haben die Behörden in beiden Ländern einen letzten Versuch unternommen, den verschollenen Besitzer dieser Reichtümer aufzufinden. Gelingt ihnen dies innerhalb eines halben Jahres nicht, so wird Holford für tot erklärt, und die Verwandten werden doch noch zum erstrebten Besitz kommen.

I.

* **Schneeflocken-Riesen und -Zwerge.** Die Größe der Schneeflocken wird stets durch die jeweilige Temperatur bedingt, indem bei großer Kälte nur kleine, bei steigender Luftwärme jedoch immer größere Kristalle fallen und sich dann oft zu großen Flocken zusammenfügen, daß man schon Flocken von mehreren Zentimetern beobachtet hat. Die größten auf diese Art entstandenen Schneeflocken fielen am 4. Dezember 1892 in der sächsischen Stadt Glashütte: sie wiesen die ansehnliche Größe von 12 Zentimetern auf. Schneeflockenzwerge kann man dagegen in den Polarländern häufig beobachten. Sie zeigen keine verästelten Formen mehr, sondern bilden winzige, harte Plättchen, die wie Stäubchen durch die eisige Luft fliegen, so daß man den Schnee in diesen Ländern oft nur als „Diamantstaub" bezeichnet. Schnee kann sich noch bei 40 Grad Kälte bilden; man hat aber auch Schneefälle verzeichnet, die bei 10 Grad Wärme auftraten.

* **Der Herzog von York als Zoologe.** Der Herzog von York, der zweitälteste Sohn des Königs von England, hat in diesem Sommer als Vertreter seines Vaters dem Australischen Bund einen offiziellen Besuch abgestattet, der für die treuen Bürger des Dominiums eine große Ehre und noch größere Ausgabe bedeutete. So begeistert die Australier anfänglich auch über den hohen Besuch aus dem Mutterlande waren, so wenig scheuten sie sich später, die recht bedeutenden Kosten zu bemängeln und zu behaupten, daß der Nutzen in keinem Verhältnis zur Rechnung stand. Jetzt werden aber die mißmutigen Steuerzahler in Australien ihre Ansicht ändern, wenn sie erfahren, daß die Reise des Herzogs ein ganz großer Erfolg ausgerechnet — auf zoologischem Gebiete gewesen ist. Der Vertreter des Königs von England hat sich nämlich bei der Durchfahrt durch das Rote Meer auf der Großen Hainisch-Insel aufgehalten und an einer Jagd teilgenommen. Das Wild benahm sich dem Herzog gegenüber sehr loyal und ließ sich wunschgemäß abschießen. Dabei ist sogar eine den Zoologen bis dahin völlig unbekannte Gazellenart vor die Flinte des Herzogs gelaufen und hat ihm so den Ruhm verschafft, die „Arabische Gazelle" entdeckt zu haben. Die Australier werden jetzt die Kosten des fürstlichen Aufenthalts ohne Murren tragen in dem stolzen Bewußtsein, der Wissenschaft mittelbar einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben. Den Kopf der kostbaren Gazelle hat der Herzog dem britischen Naturhistorischen Museum überlassen. Allerdings nur — leihweise, denn sollte er sich, durch diesen großen Erfolg ermuntert, später einmal (man kann ja nie wissen) notgedrungen ganz der Zoologie widmen, wird er die Gazelle natürlich selbst benötigen.

* **20 000 Aufnahmen in der Minute.** Ein japanischer Ingenieur hat eine Kamera erfunden, deren Mechanismus es ermöglicht, in einer Minute 20 000 Aufnahmen zu machen. Mit diesem Kurbelkasten wurde u. a. der Flug einer Kugel durch eine elektrische Birne aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.